

Männer leben ungesund, sind potenziell gewalttätig und haben einen Hang zum Rechtspopulismus, sagt die Statistik. Dahinter steht ein Ideal von Männlichkeit, das Stärke und Härte voraussetzt. Darunter leiden Männer zunehmend. Zeit für die Befreiung vom Klischee des starken Mannes.

BERICHT: Sebastian Fellner und Katharina Mittelstaedt



16 Jahre später ist das Sozialministerium zwar wieder rot eingefärbt, die Männerabteilung gibt es aber immer noch. „Wir betreiben heute eine gleichstellungsorientierte Männerpolitik, und daran wird kaum Kritik geäußert“, sagt Marc Pointecker, der als Leiter der Gruppe „Sozialpolitische Grundsatzzfragen“ auch der Männerabteilung vorsteht. Immerhin ziehe die Arbeit der Abteilung „am gleichen Strang wie die Frauenpolitik. Wenn wir Gleichstellung erreichen wollen, müssen wir bei beiden Geschlechtern ansetzen“, sagt Pointecker.

Nach wie vor erlernten in Österreich etwa hauptsächlich Frauen den Beruf der Friseurin und hauptsächlich Männer den des Automechanikers. Das sei ein Problem, „weil die Talente nicht voll zur Entfaltung gebracht werden können – auf beiden Seiten“. Gegensteuern soll hier das größte Projekt der Männerabteilung, der „Boys' Day“ – einer Veranstaltung für Burschen, die ihnen den Einstieg in vermeintliche Frauenberufe schmackhaft machen soll, etwa Jobs in Pflege und Kindergartenpädagogik: „Das sind Berufe, die stark wachsen und die entgegen der allgemeinen Annahme Großteils gar nicht so schlecht bezahlt sind“, sagt Pointecker. Es ginge insgesamt darum, „das enge Korsett von Geschlechterrollen zu überwinden“.

Wobei Mann nicht gleich Mann ist. Zwar profitieren Männer von Gender-Pay-Gap und der „gläsernen Decke“, durch die sie leichter in Führungspositionen kommen. „Es gibt aber viele Männer am Rande der Gesellschaft – ohne Arbeit, Ausbildung und Zukunftsperspektiven, die von diesen Privilegien gar nichts haben – und die fühlen sich abgehängt“, ist Pointecker überzeugt.

Außerdem: Selbst brutalste Kerle hätten eigentlich einen weichen Kern, ist Götz Eisenberg überzeugt. „Viele Gewalttäter sind sehr unsichere Menschen, auch in ihrer Männlichkeit stark verunsichert“, sagt er. Der deutsche Sozialwissenschaftler und Publizist arbeitete über Jahrzehnte als Psychologe in einem deutschen Hochsicherheitsgefängnis. Viele Männer glaubten, „dass sie diese Unsicherheit durch eine Rambo-artige Virilität überbauen können“.

Angst vor Weiblichkeit

Das sei im Gefängnis besonders bei Beleidigungen zu beobachten, sagt Eisenberg. „Wenn da jemand zu einem anderen sagt: ‚Du bist 'ne Muschi‘, ist das die ultimative Beleidigung. Das weibliche Geschlechtsmerkmal, einem Mann entgegengeschleudert, das ist natürlich krass.“ Wenn diese Beleidigung noch dazu vor Publikum passiert – also in der Dusche oder auf dem Sportplatz –, „dann gibt es im Grunde eine Verpflichtung des Beleidigten, darauf mit Gewalt zu reagieren.“ In seinen Gesprächen versuche Eisenberg den Insassen zu erklären: „Wenn ihr euch eurer Männlichkeit sicher wärt, dann würde euch das nicht jucken!“

Doch wovor haben Männer eigentlich Angst? „Viele fürchten insgeheim, dass zu viel Weibliches an ihnen ist“, glaubt Eisenberg. Das rühre daher, dass Burschen sich als Kind bald von der Mutter als „erstes Liebesobjekt“



distanzieren müssen. Gelingt das mangels männlichem Identifikationsmodell nicht, „versuchen sie diesen insgeheimen Zweifel an der eigenen Männlichkeit durch übertriebene Maskulinität zu vertreiben – durch Härte, rüdes Auftreten und Muskelpanzer“.

Besonders in Einzelgesprächen mit Häftlingen artikuliere sich hinter der männlichen Fassade oft verborgene Schwäche. „Dann fließen häufig Tränen, und letztlich kommt ein kleines Kind zum Vorschein, das in der Regel ja selbst Opfer von Gewalt gewesen ist.“

In sich ruhende Männer

Einen Schutz vor dieser Gewalt aus männlicher Unsicherheit gibt es laut Eisenberg: „Eine in sich ruhende, gelassene Form von männlicher Identität, die sich nicht ständig beweisen und auf der Lauer liegen muss, ob sie von irgendjemandem infrage gestellt wird“.

Doch wo können sich Buben eine „in sich ruhende“ Männlichkeit anschauen? Im Bildungsbereich sind Männer ja meist eine Ausnahmeerscheinung – je kleiner die Kinder, desto weniger männliche Pädagogen bekommen sie zu Gesicht. Auf neun Volksschullehrerinnen kommt in Österreich ein männlicher Pädagoge. In Gymnasien beträgt die Frauenquote im Lehrzimmer immerhin noch rund 64 Prozent.

In der Schule würden Geschlechterklischees deshalb unterschwellig vermittelt, sagt die deutsche Pädagogin Edith Wöfl, die ihre Dissertation über „gewaltbereite Jungen“ verfasste. Das fange schon in der Personalhierarchie an: „Obwohl so viel mehr Frauen in der Schule arbeiten, sitzen an der Spitze Männer.“

In Lehrplänen finde man zwar inzwischen viel guten Willen, Stereotype aufzubrechen – in der Praxis bleibe es aber „mühsam“, sagt Wöfl. „Denn diese Klischees haben eine stabilisierende Wirkung, die gibt es ja nicht umsonst“.

„Männliche Pädagogen sind dann ganz besonders wichtig, wenn sie in ihrem Rollenbild jemand sind, auf den man sich verlassen kann und der für einen kämpft.“ Das gelte aber auch für Frauen. „Mir ist eine engagierte, selbstbewusste Lehrerin lieber als ein Lehrer, der sein Rollenbild nicht reflektiert“, sagt Wöfl.

Werden die Rollenbilder abgelegt, würden schlussendlich alle profitieren, ist auch Schriftstellerin und Feministin Eva Rossmann sicher. „Es gibt nun einmal Frauen, die lieber mehr arbeiten, und Männer, die glücklicher sind, wenn sie möglichst viel Zeit für das soziale oder familiäre Zusammenleben haben.“ Das Problem sei, dass man sich bis heute dafür rechtfertigen müsse, wenn man nicht den Stereotypen entspreche.

Dabei wäre in einer egalitären Gesellschaft auch den Männern so viel mehr geholfen, sagt Rossmann: Sie könnten einen Teil ihrer Last auf den Schultern der Frauen abladen und dabei auch noch Zeit für die Familie gewinnen. „Gleichberechtigung bedeutet für den Mann weniger Stress – und nicht ständig alleine liefern zu müssen. Geld beschaffen, Einfluss haben, sozialen Status sichern – das ist doch alles auch furchtbar anstrengend.“

